

Cesarine.

(Nachdruck verboten.)

6] Von Jean Richopin. Uebersetzt von S. E.

IV.

Wir hatten uns wieder in Marsch gesetzt. Der Rückzug ging weiter. Aber welcher Unterschied gegen gestern! Heute war es ein wirklicher Rückzug und nicht mehr eine kopflose Flucht, eine völlige Auflösung. Zunächst wußten wir, daß die Preußen uns nicht verfolgten. Dann aber hatten wir geschlafen; und vor allem gegessen. Jeder eine volle Kelle Suppe mit Kaffee. Eine etwas merkwürdige Suppe, die aus Reis, Zwieback und zerquetschten Kaffeebohnen bestand, alles zusammengelocht. Freilich fehlte Zucker, und für einen Gourmand wäre es nichts gewesen. Aber trotzdem hatte es uns köstlich geschmeckt, der Mund wässerte einem ordentlich danach, wie mein Freund der Leibgardist sagte. Der Reis und der Zwieback werden Euch den Magen glauben machen, er habe Pasteten bekommen. Na, man ist satt. Und der Kaffee, von dem Stücken im Mund zurückgeblieben sind, regen Euch die Nerven an und machen Euch elastisch. Nachdem man sich das zu Gemüthe geführt hatte und noch die Hoffnung auf den Vorrath eines halben Brodes hatte, mit dem man sich die Backen vollstopfen konnte, war man wieder im Stande, zu marschiren, und man marschirte mit gelenkigem Schritt und frohem Herzen.

Man marschirte sogar in Reih' und Glied, aneinander gedrängt freilich, aber doch in geschlossenen Reihen und ohne Gefahr zu laufen, zerquetscht zu werden, wenn der Kapitän Halt machen ließ.

Und auch deshalb hatten wir nicht mehr das Ansehen einer Herde, sondern die Haltung einer Truppe, weil der Kapitän an unserer Spitze war. Nachdem die Suppe verzehrt war, hatte man sich beim Signal zum Sammeln ganz von selbst zu einer improvisirten Kompagnie vor ihm aufgestellt. Die Leute, die an der Vertheilung theilgenommen hatten, selbst die Ruaven und dann noch andere, insgesammt etwa 150 Mann, hatten sich unter seinem Kommando formirt. Ein kleiner Offizier der Mobilgarde, ein sehr junger Mann noch, aber mit verwegenem Gesicht, hatte sich als Lieutenant zu seiner Verfügung gestellt. Der Kapitän hatte uns in zwei Züge getheilt. Mich und den Leibgardisten hatte er in das letzte Glied gestellt, dann vergewisserte er sich noch, daß nichts an der Ausrüstung fehlte, zog seinen Säbel und kommandirte mit ganzer Lungenkraft:

„Gewehr über! — Richtung! Vorwärts . . . Marsch!“

Und jeder hatte sich nach besten Kräften bemüht, mit dem linken Fuße anzutreten und stramm, wie ein guter Soldat, zu marschiren.

„Ein doller Hecht, der Kapitän! Man sieht, daß er gedient hat.“

Diese Worte lehrten wie ein Refrain in der übrigens nicht sehr abwechslungsreichen Unterhaltung meines Freundes, des Leibgardisten, immer wieder. Seit heute Morgen waren wir in der That wirkliche Freunde geworden. Gestern kannte ich nur seinen Rücken und hatte intimere Beziehungen nur mit seinem großen rothen Mantel. In der Nacht hatte er sich nur durch ein Schnarchen bemerkbar gemacht. Aber heute hatten wir auch noch die Sprache als Bindeglied. Bettkammeraden, beide gleichzeitig zur Proviantvertheilung kommandirt, hatten wir unsere Suppe an demselben Feuer gekocht und marschirten nun Seite an Seite. Wir schwachen wie alte Kriegskammeraden.

„Ja, wiederholte er, man sieht wohl, daß er gedient hat. Er hat ohne Zweifel sogar bei der Garde gestanden, ich kenne mich darin aus. Er muß Garde-Schütze gewesen sein.“

„Das glaube ich nicht“, erwiderte ich.

Denn ich setzte voraus, daß der Kapitän der Vater Roncieur sei, und da erinnerte ich mich aus den Mittheilungen Pauls an den Abschied des ehemaligen Grenadiers, der bis zum Jahre 53, etwa zwei Jahre nach Pauls Geburt, zurückliegen möchte. Aber ich konnte das dem Leibgardisten nicht erklären. Und so konnte ich ihm auch keinen triftigen Grund angeben, als er mich fragte:

„Warum glauben Sie nicht, daß er bei der Garde gestanden hat?“

Ich fand nichts, was ich ihm hätte erwidern können, als folgende übrigens recht einleuchtende Antwort:

„Weil, wenn er bei der Garde gedient hätte, er jetzt etwas anderes wäre als Kapitän bei der Mobilgarde.“

„Wer kann das wissen?“ nahm der Leibgardist wieder das Wort. „Bei den Lämmeln, die jetzt regieren! Im Gegentheil, wer bei der Garde gedient hat, hat heute bei den Schustern von Republikanern keinen Stein im Brett. So ich zum Beispiel; sehen Sie! Man hat mich, mir, nichts, dir nichts, in eine auf dem Marsch befindliche Dragoner-Schwadron gesteckt! Auf Ehre, unter die Dragoner! Und noch dazu nur als Befreiten. Dragoner-Befreiter, ich bitte Sie, ich ein ehemaliger Carabinier, ein Leibgardist! Ich stand doch im Range eines Unteroffiziers. Und das will einen Krieg führen, diese Dämlecks da!“

„Ich rede keinen Ton.“ sagte ich: „Es sind viel Zurücksetzungen vorgekommen. Donnerhagel. Bei einer solchen Unordnung. Aber alles in allem glaube ich doch nicht, daß der Kapitän bei der Garde gedient hat.“

Ich war ganz veressen darauf, das zu bestreiten, um so mehr, als mein Kamerad nicht minder dickköpfig auf seiner Meinung bestand. „Nun“, so schloß er, ist er ein doller Hecht, der Kapitän, oder ist kein doller Hecht? Darauf allein kommt es an.“

„Es ist ein doller Hecht.“

„Also hat er in der Garde gedient.“

Und plötzlich riß er das Maul weit auf, runzelte die Augenbrauen, womit er seine große Befriedigung über sein gutes Gedächtniß ausdrücken wollte, und fügte hinzu:

„Uebrigens, ich müßte mich sehr täuschen, wenn ich ihn nicht schon gesehen haben sollte. Sicher! In Versailles! Ich war Carabinier. Und er war Lieutenant bei den Gardeschützen. Jawohl, bei den Gardeschützen, oder der Lieutenant, an den ich mich erinnere, müßte ihm verteuflert ähnlich gewesen sein.“

Diese Bestätigung, wenn sie auch immerhin in etwas zweifelhaftem Tone ausgesprochen wurde, beunruhigte mich sehr. Ich fragte mich, ob Roncieur's Vater nicht einen Bruder gehabt haben könnte, der beim Militär geblieben sei. Doch hatte mir Paul nie von einem Dufel gesprochen, der Militär wäre. Er mußte aber doch wohl einen haben. Denn ich konnte mich nicht entschließen zuzugeben, daß der Kapitän bei der Garde gedient habe und daher nicht Paul's Vater wäre.

Warum hielt ich so hartnäckig an der Hypothese dieser Vaterschaft fest? In Wahrheit weiß ich es nicht. Vielleicht grade deshalb, weil mir andererseits diese Annahme absurd erschien. Welcher Schein von Grund konnte denn auch vorhanden sein, daß der Vater Roncieur's, dieser brutale, schlechte, verrückte Krautjunker, und unser braver, gerechter, bewundernswerther Kapitän ein und dieselbe Person wären?

Das Schlimmste war, daß es mir nun unmöglich war, den Kapitän zu fragen. Heute Morgen nach der Vertheilung hatte ich keine Gelegenheit gehabt. Und als ich mich dann beeilt hatte, mit dem Leibgardisten meine Suppe zu kochen, hatte ich den Kapitän, der sich seinerseits zurückgezogen hatte, aus dem Gesicht verloren, bis zum Sammeln gelassen wurde. Und seitdem trennten uns die beiden Züge der Kompagnie. Er marschirte an der Tete des ersten und ich an der Queen des letzteren. Uebrigens waren wir auch nicht mehr wie gestern Kameraden der Flucht, die der Wirwar der völligen Auflösung familiär genähert hatte. Ich war Gemeiner, und er mein Kapitän.

Indessen arbeitete die Neugier so stark in mir, daß ich beim Halt am Nachmittag entschlossen an ihn herantrat, um ihn zu fragen, ob er bei der Garde gedient habe oder nicht. Ich wollte darüber mit mir im Reinen sein.

Er war in diesem Augenblick sehr zornig über den kleinen Lieutenant, der soeben auf einen Krankenwagen gesprungen war; er könne nicht mehr weiter; er verrecke vor Ermüdung.

„Nun, dann verreckt man! Man verreckt, mein Herr,“ schrie der Kapitän; „aber wenn man die Ehre genießt, kommandiren zu dürfen, verreckt man im Stehen!“

Kaum war der Lieutenant auf dem Wagen, als er ohnmächtig wurde und Blut spie. Aber der Kapitän hatte ihm den Rücken gekehrt, um es nicht sehen zu müssen. Er ging mit großen Schritten auf und ab und, seinen Schnurrbart drehend, brummte er.

„Schlappschwänze! Donnerwetter, Schlappschwänze!“
Drückeberger!

In diesem Augenblicke, ganz in meine Idee verbohrt, was mich nicht bemerken ließ, wie schlecht der Augenblick gewählt war, richtete ich meine ungereimte Frage unversehens an ihn. „Verzeihung“, sagte ich ihm, „Herr Kapitän. Ist es wahr, daß Sie bei der Garde gestanden haben?“

„Wieso?“ fragte er. „Was reden Sie da? Ob ich bei der Garde gedient habe? Warum das?“

Er sah mich mit so wüthender Miene an, daß ich ihm nicht die Gründe auseinander zu setzen wagte, die mich zu dieser plötzlichen Frage gedrängt hatten. Ich begnügte mich, ein paar Worte zu stottern, und zeigte auf den Leibgardisten, der mir gefolgt war:

„Er behauptet, Sie bei den Gardeschützen gesehen zu haben.“

„Ja, setzte der Leibgardist fort, in Versailles, Herr Kapitän. Ich stand damals bei den Karabiniers, und es scheint mir so als ob . . .“

„Ich habe nie bei den Gardeschützen gestanden, noch überhaupt bei der Garde,“ unterbrach ihn der Kapitän in nachdrücklichem Tone.

Und als er uns sah, wie wir mit stupidem Ausdruck dastanden, ohne irgend ein Wort zu finden, fügte er mit einer brutalen Geste noch hinzu:

„Schert Euch!“
„Entschieden,“ dachte ich, indem ich Kehrt machte, „ist er der Vater Roncierg's In der That eine richtige Bulldogge! . . .“

Eine halbe Stunde später, als das Signal gegeben wurde, uns zum Aufbruch zu rüsten, näherte er sich mir und sah mich prüfend von oben bis unten an, als ob er an mir eine „Detailbesichtigung“ vornehmen wollte. Ich hatte die Zeit benutzt, um zwei Knöpfe anzunähen, die an meinem Waffengürtel fehlten, die Schuppenkette meines Käppis zu befestigen und das Kochgeschirr auf meinen Tornister vorschriftsmäßig aufzuschrauben. Ich hatte das gethan, fast ohne darüber nachzudenken, mit dem mechanischen Ordnungssinn eines Soldatenfindes und eines ehemaligen Angehörigen eines Schülerbataillons, der an diese Kleinigkeiten von Jugend auf gewöhnt ist.

„Das ist chic, mein Kleiner, Sie sehen aus, wie gedrehselt. Uebrigens haben Sie Ihren Dienst heut morgen gut gemacht. Nur schlafen Sie zu viel beim Marschiren; aber Sie haben trotzdem die Ohren steif gehalten.“

„D“, erwiderte ich, „ich habe gestern geschlafen wie einer, Herr Kapitän; aber heut bin ich ganz frisch.“

„Sie werden auf keinen Krankenwagen steigen, Sie nicht, nicht wahr?“

„Nein, Herr Kapitän.“
„Kennen Sie ein wenig den Dienst?“

„Ja, ich bin im Schülerbataillon gewesen.“
Sein Gesicht hellte sich in einem wohlwollenden Lächeln auf. „Nun wohl“, sagte er plötzlich, „übernehmen Sie das Kommando des zweiten Zuges.“

Und er drückte mir die Hand, indem er mir noch zurief, bevor er sich entfernte:

„Und die Ohren steif behalten, nicht wahr? Donnerwetter!“

„Die Ohren steif, die Ohren steif!“ brummte der Leibgardist. „Und dabei ist er noch nicht einmal hinter den Ohren trocken. So eine Idee, Sie zu wählen! Als ob ich nicht noch dazugewesen wäre? Ich stehe doch im Range eines Unteroffiziers! Man sieht schon, er versteht sich so wenig darauf, wie die anderen. Er ist mir ein netter Hecht; man sieht wohl, daß er nicht bei der Garde gedient hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

— Wird der Wohlhabende von der Langweile geplagt, so feiert er ein Fest. Ein Grund, den man den „neidischen Habenichtsen“ gegenüber angeben kann, findet sich ja immer. Wird die Langweile chronisch, dann tritt die ganze herrschende Klasse an, die Festfeier wird zur Staatsaktion. Leute, die man zum Feiern kommandiren kann, giebt es genug, und die Sorte, deren liebste Thätigkeit darin besteht, Maulaffen feilzubalten, ist auch noch nicht ausgestorben. Eine solche Feier nennt man dann eine Nationalfeier. Diese Art, sich die Zeit zu vertreiben, hat in den letzten Jahren in Deutschland ihre größte Ausbildung erfahren. Wenn es auf die Festfreudigkeit anlämte, wären die Deutschen die erste Nation der Welt.

Jedenfalls war es Neid oder so etwas, das die herrschenden

Klassen Englands veranlaßte, auch einmal eine Weltfeier zu veranstalten. Eine angestellte Rechnung ergab, daß gerade sechzig Jahre verfloßen waren, seit die Königin „den Thron ihrer Väter“ bestiegen hatte und so wurde denn drauf los gefeiert. In alten Kirchen und Rathhäusern finden sich oft Zierrathen, Skulpturen, die gar nicht zu dem Stil der betreffenden Gebäude passen. Sie sind älter als die Bauten, in die man sie hineingemauert, stammen oft aus grauer Vorzeit, und gerade deshalb hat man sie nicht wegwerfen wollen. So ähnlich liegt die Sache mit dem Königthum in England. Was hat die jetzige Königin in all den sechzig Jahren ihrer „Herrschaft“ gethan? Sie hat alles das mit ihrer Unterschrift bestätigt, was das englische Volk durch seine gewählten Vertreter beschlossen hatte. Sie konnte den alten Gladstone nicht austreten und mußte doch immer für gut befinden, was er ihr im Namen des Volkes vorschlug. Wenn nun die herrschende Klasse das Jubiläum „der Frau“ feierte, so war das nicht eine Anerkennung, die man dem Königthum als solchem zollte. Man feierte die „Königin“, weil sie sich in den langen, langen Jahren nicht einmal dem „Willen der Nation“ widersetzt, man freute sich, wie herrlich weit man es in diesen sechzig Jahren gebracht. Und die erste Stelle bei der Feier räumte man ihr ein, wie man eine Fahne im Festzuge voranträgt. Abgesehen von diesem Punkte unterschied sich die englische Jubiläumsfeier auch in manchen anderen Stücken, von den Nationalfesten, wie man sie anderswo begeht. Man zwang nicht jeden zum Mitfeiern, auf den man die Hand legen konnte. Man ließ sich seine Freude sogar etwas kosten. Dreimalshunderttausend Arme wurden gefeiert. Man vergaß nicht der Schulkinder, die man zum Spalierbilden gebrauchte; als der Rummel vorbei war, erhielten sie Kuchen, Süßigkeiten und Milch. Man erinnerte sich der Breißen und Krüppel. Die australischen Schafzüchter sandten 20 000 Hammel. Das war eine saftige Reklame, aber sie hat so manchem Magen wohl gethan. Man hat auch von einer königlichen Küchenpolizei nichts vernommen, die darüber zu wachen hatte, daß die Dienstkleute des Hofstaates sich nicht überäßen. Daß die Spekulation sich auch dieses Fest nicht entgehen lassen würde, war vorauszusehen. Und sie hat auch die Dummen, die überall dabei sein müssen, ganz gehörig gerupft. Für ein Fenster jener Straßen, durch die der Festzug ging, hat man bis zu 10 000 M. gezahlt. Ein reicher Esel von außerhalb hatte 6000 M. für die Benutzung eines Fensters eingeschickt. Und als er nun kam und hinaus schauen wollte, da ging das Fenster aus dem Hinterhause in den Hof hinaus. Wieder ein anderer fand „sein“ Fenster überhaupt nicht. Das Stockwerk, in dem es liegen sollte, war gar nicht vorhanden. Während des Festes wurden auch verschiedene Merkwürdigkeiten vorgeführt. Von der größten wohl erzählt eine Depesche, die an ein Berliner Blatt ging. Ihr Schluß lautete: „Rentenmarkt stetig, Kurse indessen durchweg nominell, da kein Geschäft und die Börse mit Singen der Nationalhymne beschäftigt ist.“ Singende Börslauer, das Ding ist neu! Muß wohl ein Getränk gewesen sein wie von jungen Hähnen.

In Berlin hat man jüngst in einer Gerichtsverhandlung gesungen. Ein Zeuge markirte einige Takte, um den Beweis zu liefern, daß man nach seinem Gesänge nicht entscheiden könne, ob er im Singen etwas los habe oder nicht. In dem Prozeß drehte es sich darum, ob es in Berlin Musikkritiker gebe, die bestechlich wären. Die Entscheidung wurde vertagt. Bewiesen indessen wurde soviel, daß zwei Kritiker von Künstlern Geld angenommen haben, um, wie sie sagten, ihres „Nichteramentes“ besser walten zu können, oder um eine Entschädigung dafür zu haben, daß sie den betreffenden Künstlern ihre Zeit und ihre Kenntnisse zur Verfügung gestellt und ihnen mit Rathschlägen an die Hand gegangen. Die Fälle liegen so klar, daß jeder reinlich Denkende in ihrer Beurtheilung gar nicht zweifelhaft sein kann. Was uns angeht, ist, ist zweierlei: Das angewandte Böllnerthum, das in einem Theil der Berliner Presse zum Vorschein kam, und andererseits das Geschrei, das einige Jünglinge ausgestoßen, die ihr kritisches Richtschwert mit eben derselben geheimnißvollen Feierlichkeit handhaben, wie es der katholische Priester mit der Monstranze thut. Die einen thun, als wüßten sie von nichts, die andern wissen überhaupt nichts; beiden wäre es besser gestanden, zu schweigen. Was ist denn heute eine Zeitung? Ein kapitalistisches Unternehmen wie eine Stiefelfabrik oder eine Dampfbrauerei. Ihr Zweck? Geld zu verdienen. Nun ist es eine Thatfache, daß mit dem Abonnement allein nichts zu verdienen ist. Die Ueberschüsse müssen die Inserate liefern. Um Inserate zu bekommen, muß man Leser haben. Man lockt sie also, indem man ihnen etwas bietet: blyblanke Neuigkeiten, politische „Informationen“, pikante Geschichten oder kritische Bosheiten. Um Leser anzulocken, damit der Inseratenthail ergiebig sich gestalte, deshalb werden Redakteure und Mitarbeiter angestellt. Wer das Geschäft versteht, wird bezahlt, wer außerdem noch billiger arbeitet als der Konkurrent, wird bevorzugt. Wer das Geschäft des Verlegers schädigt, indem er schwarz als schwarz und weiß als weiß bezeichnet, fliegt. Der erste, ungeschriebene Abiaß jedes Redakteurkontraktes lautet: Jeder Redakteur kann frei und offen seine Meinung äußern — soweit es das Geschäft erlaubt. Daß der textliche Theil einer Zeitung nur Mittel zum Zweck ist, weiß jeder bürgerliche Journalist, und wenn er es nicht wahr haben will, so heuchelt er, oder ist ein Anfänger, der noch nicht hineingeschnect hat. Darum ist es auch Heuchelei, an Dienstkleute derartigen Unternehmen den höchsten moralischen Maßstab anzulegen — wenn Kon-

Kurrenten in Frage kommen. Daß einzelne Ausnahmen vorkommen mögen, soll nicht bestritten werden. Aber der Unterschied liegt nicht in der Sache selbst; es giebt auch noch andere Geschäfte, die aus irgend einem Grunde ihre Angestellten halbwegs anständig bezahlen. Ein weiterer Umstand, der Kritiker für Geldspenden empfänglich machen kann, ist der auf dem Kunstmarkt tobende Konkurrenzkampf. Kunst ist heute ein Geschäft, zu dem ein Betriebskapital erforderlich ist. Wer die meisten Thaler hat, kommt am schnellsten empor, oder kann es wenigstens am längsten aushalten. Je weniger einer kann, desto lieber wird er etwas springen lassen. Eine jede „gute“ Kritik ist aber so gut wie bares Geld. Auch das wurde in dem angezogenen Prozeß mit aller Deutlichkeit auseinandergesetzt. Der betreffende Kritiker schloß so: Ich verhehle durch meine Empfehlung dem Manne zu einem Geschäfte, folglich will auch ich ein Geschäft machen. Und vom kapitalistischen Standpunkt aus ist das nur folgerichtig. Nun würde aber alle Empfehlung nichts nützen, wenn es nicht Leute gäbe, die auf die Worte eines Kritikers schwören. Was kann denn ein solcher Mann? Im Grunde genommen, nichts anderes, als erklären: Das hat mir gefallen, jenes hat mir nicht gefallen. Und wenn er gewissenhaft ist, wird er anzugeben versuchen, aus welchen Gründen ihm das eine gefallen, das andere mißfallen hat. Nur so weit handwerksmäßiges Können in einem Kunstwerk streckt, kann der Fachmann sagen: Das ist gut gemacht, das ist schlecht gemacht. Wenn man seinen Leibkritiker selbst zum unsehnbaren Gözen macht, kann man sich dann wundern, wenn auch andere diesem Gözen opfern, daß er ihnen schönes Wetter schicke? — Wer sich als Kritiker von anderen Dingen beeinflussen läßt — es braucht nicht allein Gold und Geld zu sein — als solchen der Kunst, von der Wahrheit und seiner Ueberzeugung, ist ein Lump. Mit Wunderdingen aber müßte es zugehen, wenn eine kapitalistisch betriebene Presse Kritiker hätte, an die man diesen Maßstab anlegen könnte. —

Wohin diese Soldnechtschaft führt, das hat unlängst Max Nordau bewiesen, als er in der „Neuen Freien Presse“ in einem Epilog zum Pariser Bazarbrande Folgendes schrieb: „Die Frauenbewegung führt mit schlichter Folgerichtigkeit zu den Stockhieben und Fußtritten des Bazarlampes. Wenn diese Wirkung nicht gefällt, der übe seine Kritik an den Ursachen. Wer die vollkommene Gleichstellung beider Geschlechter fordert, der rechne mit der Niedertrampeln der Frau in Feuergefähr und Wassernoth, überhaupt jedesmal, wenn das Weib dem Mann ein wenig im Wege ist.“ — So lange die Frau also reines Hausthier bleibt, hat sie Anspruch auf Galanterie, wie sie aber Gleichberechtigung fordert, gebühren ihr Fußtritte und Stockhiebe. Das ist wohl die „Herrenmoral“? Die tapferen Proletarier, die so vielen der brennenden Frauen ins Freie verholten und sie gerettet haben, haben sich nicht daran gehalten. Warum wohl der gebildete, seine Nordau solche Brutalitäten verteidigen mag? Sollte er vielleicht dahintergekommen sein, daß die Unternehmer die Gleichberechtigung der beiden Geschlechter deshalb so verabscheuen, weil sie fürchten, es könnten ihnen dann die so billigen weiblichen Arbeitskräfte entgehen? — — —

Kleines Feuilleton.

— Ist das der Leithammel? Der alte Revierförster G., so erzählt ein „Alter Praticus“ in „Wild und Hund“, saß eines Abends im Kreise der Stammgäste des Wirthshauses „Zum wilden Jäger“ beim Gerstenkaffe und erzählte allerlei aus seinem an Erinnerungen so reichen Waidmannsleben. Namentlich der erst kürzlich in das Städtchen versetzte Gerichtsreferendar wurde nicht müde, dem Allen zuzuhören; hatte er doch kürzlich seinen ersten Hasen geschossen! „Bitte, Herr Revierförster“, sagte er, „thun Sie mir einen Gefallen: nehmen Sie mich einmal mit zur Hirschjagd.“ — „Herr Referendar“, antwortete der Alte, und ließ seiner Pfeife mächtige Dampfswolken entströmen, „alles können sie von mir haben; selbst eine von meinen drei Töchtern würde ich Ihnen zur Frau geben, ja, wenn Sie Töchter wären, alle drei — aber einen Anführer im Waidwerke mitnehmen, das habe ich einmal gethan und nie wieder. War da vor dreißig Jahren ein Hauslehrer beim Oberamtmann in L. Na, der quälte mich alle Tage, ich sollte ihn doch einmal mitnehmen. Er sagte, daß er in der Naturgeschichte jetzt gerade bei den Hirschen „hielte“, aber er hätte noch nie so ein Thier gesehen. Na, ich ließ mich endlich erweichen und versprach, ihn am nächsten Nachmittage abzuholen. Ich traf den Kandidaten mit einer grünen Botanikstrommel ausgerüstet schon vor seiner Hausthür, wo er mich schon lange erwartet hatte. Na, das grüne Ding mußte er nun natürlich zu Hause lassen. Mir ahnte aber schon nichts gutes, daß er es überhaupt nur mitzunehmen beabsichtigt hatte. Wir schnürten also nach dem Walde. Unterwegs gab ich ihm genaue Verhaltensmaßregeln. Ich sagte ihm: Ich setze mich an eine Eiche, an einer Stelle, wo das Wild voraussichtlich vorbeiwechselt; Sie setzen sich an einen anderen Baum, einige Schritte von mir entfernt. Dort sitzen Sie wie angepöffen; nicht gemuckt, keine Bewegung gemacht, auch wenn ich schieße; nichts gesprochen, nichts gefragt. Hinterher können Sie nach allem fragen. Er gelobte strengsten Gehorsam, und so ging es denn in den Wald hinein. Endlich hatten wir den Wechsel erreicht. Vor uns lag eine Dichtung und daneben ein junger Schlag Buchen. Der Kandidat, dem ich wiederholt die genaueste Befolgung meiner Vorschriften eingeschärft hatte, saß vier

bis fünf Schritte von mir an einer Eiche. Eine Stunde verstrich; er saß wie leblos; ich war zufrieden. Es ließ sich nichts sehen noch hören. Plötzlich hörte ich, daß sich Wild nahte. Der Kandidat merkte noch nichts. Er sah nicht, daß ein starkes Rudel Wild, das alte Thier voran, durch den Stangenort nach uns hin langsam heranzog. Das Rudel kam näher. Jetzt sah es der Unglücksmensch und — „Herr Revierförster“, schrie er in höchster Aufregung, Herr Revierförster, das vorberie, ist das der Leithammel?“ Na, Herr Referendar, Sie können sich denken, wo das Rudel im nächsten Augenblick war! Wie gesagt, einmal einen zur Hirschjagd mitgenommen, aber nie wieder.“ —

Der Anlaftritt in Brizenthal. Aus Junsbrud wird der „Frankfurt. Ztg.“ geschrieben: Wie alljährlich fand auch dies Jahr in Brizenthal, sichtlich von Wörgl, zu Frohnleichnam der merkwürdige Anlaftritt statt. 4 Priester und 128 Brizenthaler, alle hoch zu Ross, zogen, obwohl der Regen niederströmte, von Westendorf aus durch die Felber, welche in Folge eines am Vorabend niedergegangenen Hagelwetters leider fast vollständig zerstört waren, über Brigen und Kirchberg zu der eine Viertelstunde außerhalb der letztgenannten Ortschaft gegen Rißbühl zu liegenden Anlafkapelle. Dort wurden die vier Evangelien gelesen und hierauf ritt man nach Brigen zurück. Der Anblick, den diese reitende Prozession bietet — auch der Priester, der das Sanctissimum trägt, und die ihn begleitenden Geistlichen sind zu Ross — ist namentlich für den Fremden sehr interessant. Leider weicht die Brizenthaler Tracht der Reiter immer mehr der halbstädtischen Kleidung. Der Anlaftritt wird auf einen angeblichen Schwedeneinsall im dreißigjährigen Kriege zurückgeführt. Ein Bild in der Kapelle versinnlicht den Moment. Von Rißbühl her kamen die Schweden. Jenseits des Wächleins steht ihre lanzenbewaffnete Reiterei. Diesseits halten die Brizenthaler Bauern zu Pferde, an ihrer Spitze im weißen Chorrod ein Priester, der in der Rechten den Säbel, in der Linken das Kreuzigt hält. Darunter stehen die Worte: „Bis hierher und nicht weiter — kamen die schwedischen Reiter.“ Von dieser Vertreibung der Schweden nun stammt nach der Legende der Ursprung des Anlaftrittes. Thatsächlich geht derselbe in eine weit frühere Zeit zurück. Es ist offenbar eine jener uralten Flurumritte, bei denen man das Gedeihen der Saaten ersuchte. —

Musik.

—ro—. Heinrich Bötel im Theater des Westens. Wenn wir die für Direktor Morwiz gewiß recht angenehme Thatsache mittheilen, daß sich für sein sommerliches Opernunternehmen die fast traditionell gewordene, lassenmagnetische Kraft des Herrn Bötel wieder glänzend erweist, so ist damit auch das, freilich mehr für die Direktion als für Publikum und Kritik Erfreulichste über das Gastspiel der Hamburger Lokalberühmtheit ausgesprochen. Voreilige, erinnerungsschwache Enthusiasten verglichen einst Bötel mit Wachtel und waren glücklich in der Maßlosigkeit ihrer Uebertreibung. Wohl sind die hohen Töne, g-c, des Erstgenannten von seltener, leuchtender Schönheit und angenehmer Klangfülle, aber diese echte, in den oberen Lagen mühelos aus voller Brust schmetternde Tenorstimme ist noch immer von rührender Unschuld als Instrument für den dramatisch bewegten Ausdruck und einen seelisch erregten Vortrag. Die angelegentlich tragischer Situationen fast räthselhafte Tonfröhllichkeit, welche für die absoluten Bötel-Schwärmer natürlich bloß erquickliche Gesangsfreudigkeit bedeutet, läßt Wirkungen tieferer, als rein materieller Natur kaum auskommen. Das Repertoire des Sängers hält sich ja, vielleicht bis auf den „Raoul“ von seelisch ausregenden Partien frei, aber selbst die Schablouenleidenschaft eines „Manvico“ läßt sich kaum mit dem hohen c der Stretta, und wenn es auch dreimal (leider immer detonirender) in das tonexplosionslästerne Publikum geschleudert wird, ausköpfen. Uebrigens scheint dieses Jutief-Singen, dem sich Herr Bötel besonders im 1. Akte des „Postillon“ mit großer Bravour hingab, eine jätlich gehegte Spezialität seiner Berühmtheit zu werden; er denkt wohl, große Leuchten werfen große Schatten. Die Blumen und der Beifall, die ihm von der Majorität vorurtheilsfrei gesendet werden, geben seiner liebenswürdigen Kleingröße recht. — Aus dem, künstlerisch dem Gaste mindestens ebenbürtigen Solo-Ensemble der Morwiz-Oper ragte Fräulein Sedele hervor, deren „Azucena“ eine tadellose Leistung an lebendigem Gesangsvortrage und feuriger Schauspielkunst war. — Fräulein Triebel verlieh der „Madeleine“ im „Postillon“ ihre schöne Stimme und etwas anspruchsvolle Koloratur. Auch als Gräfin Latour darf diese Madeleine nie vergessen, daß sie die Frau des Postillons „Chapellou“ ist. —

Kunst.

— Berliner Kunst-Ausstellung. Beide Bilder hängen in demselben Saal (27.), beide sind in Tempera-Farben gemalt, beide stammen von demselben Künstler: Adolf Männchen in Danzig. „Auf steinigtem Pfade“ heißt das Eine. Die Großmutter ist mit ihrem Enkelkinde im Bergwald gewesen, um dürres Klaubholz und Reisig zu holen. Jetzt sind beide auf dem Heimwege. Am Rande eines schmalen steinigten Steiges rasten sie. Die alte Frau, die die Föhren-Reisig-Hude vornüber drückt, stemmt sich gegen den

langen Stecken, den sie in der Rechten hält. Das Kind steht neben ihr, am Arme einen runden Halbkorb, in dem sich in einem rothgewürfeltem Taschentuch der leere Stoppf befindet. Es ist gegen Mitte Mai, die Knospen der Kiefer sind am Aufbrechen. — „Auf der Landstraße“ nennt der Künstler das zweite Bild. „Steinklopperinnen“ wäre bezeichnender gewesen. An einer Straße, hinter der steil die Felsen aufsteigen, sitzen vier ältere Frauen und klopfen Steine. Es müssen Wittwen sein, sonst würden sie nicht ins Steinklopfen gehen. Zu der Jüngsten von ihnen ist ihre ältere Tochter gekommen und hat der Mutter ihr kleinstes gebracht. Die Mutter hat dem Wickelkind einen frischen Lutschtbeutel gemacht, und sieht nun mit Befriedigung, wie er dem Kleinen schmeckt. Eine der Frauen blickt theilnehmend zu der Gruppe hinüber, die beiden anderen arbeiten apathisch weiter. Die durch einen mit Leder besetzten Handschuh geschützte Linke hält den Stein, die Rechte schlägt mit dem Hammer zu. „Taf — Taf . . . Taf — Taf . . . Taf . . .“ Der mattere Ton kennzeichnet den Fehlschlag, den sofort die Linke schmerzlich verspürt. — Die Bilder sind Gegenstandsbilder, nichts weiter, aber sie werden so manchem unserer Leser gefallen. —

— Aus London wird gemeldet: Die Wallace-Galerie ist soeben von dem Taxator Woods abgeschätzt worden. Dieser beziffert den Werth dieses Legates an die Nation auf die Summe von 80 Millionen Mark. Die Sammlung wird im Hertford House verbleiben, welches mit einem Kostenaufwand von 240 000 M. für die Zwecke eines Museums hergerichtet werden wird. —

Aus dem Thierleben.

— Zur Entscheidung der Frage, ob die Kunst, Waben zu bauen, eine den Bienen angeborene Fähigkeit ist, oder ob die jungen Bienen in dieser Kunst von den älteren unterrichtet werden, brachte nach dem „Biolog. Centralbl.“ Rogewnikow in einen leeren Bienenstock vier Rahmen, welche gedeckelte, nahe vor dem Auskriechen stehende Brut, wenige noch ungedeckelte Larven, sowie zwei gedeckelte und eine ungedeckelte Weiselzelle enthielten. Am andern Tage schlüpfen die ersten Bienechen aus; vier Tage später hatten sie die offene Weiselzelle gedeckelt. Nach weiteren 24 Stunden war eine Königin ausgekrochen. In den folgenden Tagen zerstörten die Bienen die beiden anderen Weiselzellen, verfahren also ohne Belehrung genau so, wie Bienen gewöhnlich in diesem Falle handeln. Noch einige Tage später, als fast alle Brut ausgekrochen war, begannen die Bienen einen leeren, neu hinzu gesetzten Rahmen ganz kunstgerecht zu bebauen und bewiesen gleich durch ihre ersten Versuche, daß sie schon auf der Höhe ihrer Baukunst standen. Dasselbe Resultat hatten ähnliche Versuche Butkewitsch's. Aus allem ergibt sich der Schluß, daß die Fähigkeiten, Wabenbauten auszuführen, den Bienen angeboren ist. Noch eine andere Thatsache aus dem Leben der Bienen läßt sich als Beispiel angeborenen Instinktes betrachten. Bekanntlich stürzen zwei frisch ausgeschlüpfte Mutterbienen sofort auf einander los und kämpfen bis eine getödtet ist. Schneiden wir nun zwei Weiselstellen aus dem Stock und lassen die Thiere bei uns im Zimmer auskriechen, so beginnen sie auch hier das tödtliche Duell. Da dieser Drang unter den veränderten Verhältnissen ganz sinnlos erscheint, so weist auch er auf einen vererbten Instinkt hin. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Einwirkung von Asphaltidämpfen auf die Pflanzen. Qualmende Asphaltkessel sind eine gewöhnliche Erscheinung der modernen Großstädte. Das Dichten der Pflastersteine und die rasche Abnutzung des Asphaltpflasters machen ihre Anwendung unaufhörlich nöthig. Es ist nun die Frage aufgeworfen worden, ob die Asphaltidämpfe nicht vielleicht die Bäume der Straßen und überhaupt alle Pflanzen in der Stadt schädigen. Professor Sorauer in Berlin bekam anlässlich eines Streitfalles Gelegenheit, als Sachverständiger der obigen Frage näher zu treten. Das Ergebnis war nach der „Tägl. N.“ überraschend. Pflanzen, die dicht am schmelzenden Asphalt standen, zeigten in der Mehrzahl nach etwa drei Stunden noch keine sichtbaren Beschädigungen; aber nach ein bis zwei Tagen stellte sich eine charakteristische Veränderung ein, die bei Rosen, Erdbeeren, Krokusblüthen von den durch andere Dämpfe oder Rauchgase verursachten Beschädigungen so sehr abwich, daß diese Pflanzen bei der Beurtheilung einer Beschädigung durch Gase den Ausschlag geben können. Die Blätter der Rosen verfärbten sich auf der Oberseite stumpf-schwarz oder bekommen — je nach der Art — dunkle Flecke, auch ihre Kelchblätter schwärzen sich und die Knospen vertrocknen. Bei den Kastanien sind die Verfärbungserscheinungen je nach dem Zustande der Blätter zur Zeit des Eintritts der Rauchwirkung verschieden. Bei geringer Beschädigung werden die Blätter braunstreifig oder gleichmäßig schwärzlich bis rothbraun, bei stärkerer dagegen in kurzer Zeit dürr und bröckelnd. In diesem Falle bekommt das Blatt Aehnlichkeit mit einem durch Sturm beschädigten. In einem anderen Falle, wo nachweislich die Bäume infolge der Einwirkung von Dämpfen so nahe stehenden Asphaltkesseln gelitten hatten, erschienen die alten Blätter normal dunkelgrün und flach ausgebreitet; andere, etwas höher an den Zweigen stehende hatten den grün gebliebenen Grund der Theilblättchen meist rückwärts umgebogen und die mittlere

Partie mit schorfarziger, hellgrauer Oberfläche etwas gewölbt. Die schorfarzige Beschaffenheit rührt von einem Ausheilungsvorgang her, mit dem das Blatt nach Aufhören der Rauchwirkung beginnt. Aehnlich wie Rosen verhalten sich Erdbeeren, und ähnlich den Kastanien wilder Wein, bei dem sehr charakteristische Beschädigungen in Berlin längere Zeit nach der Wirkung von Dämpfen aus Asphaltkesseln beobachtet sind. Die schwach erkrankten Blätter erschienen wohl noch grün, aber nicht mehr flach ausgebreitet, sondern an den Rändern muldenförmig in die Höhe gezogen und in der Fläche runzelig; bei stärker erkrankten Blättern zeigten sich Stellen mit korkfarbiger Oberfläche, die theilweise in dürr werdende Brandflecke übergingen. Auch noch stärkere Schäden wurden gefunden, bei denen die Luftwurzeln geschrumpft waren und die Blätter im Winde zerbröckelten. Noch eine ganze Reihe anderer Gewächse zeigten ähnliche Beschädigungen. —

Humoristisches.

— Der musikalische Hund. Ein fahrender „Künstler“ hatte lehthin einen Hunde-Zirkus in einer kleinen Gemeinde des französischen Südens aufgestellt. Mitten in der Vorstellung ward eine neue Sensationsnummer angekündigt. „Ajor“, sein kleiner Pieplingshund, sollte auf dem Klavier spielen. Das gelehrige Thier sprang auf seinen Schemel und begann die „Marseillaise“. Plötzlich erhob sich aus der ländlichen Zuhörerschaft ein Spasmacher und rief mit lauter Stimme: „Kah! Kah! Auch das Raherl!“ „Ajor“ machte einen Satz und verschwand. Aber welche Ueberraschung! Das Klavier spielte ganz allein fort. . . . Es war ein mechanisches Piano! —

Vermischtes vom Tage.

— München, 26. Juni. Mit dem 1. Juli dieses Jahres wird mit bezug auf die Bemessung der Gebühren für den Telephonverkehr zwischen Bayern und dem Reichs-Telegraphengebiete folgende Aenderung eintreten: Für ein gewöhnliches Gespräch bis zur Dauer von drei Minuten zwischen einem bayerischen Orte und einem Orte des Reichs-Telegraphengebiete wird allgemein a) wenn die beiden Orte in der Luftlinie nicht mehr als 50 Kilometer von einander entfernt sind — eine Gebühr von 0,25 M.; b) wenn die Entfernung zwischen beiden Orten mehr als 50 Kilometer beträgt — eine Gebühr von 1,00 M. erhoben werden. —

— Im Rathhaussaale zu Nürnberg wurden beim Abbrechen von Truhen, welche bisher als Sitze dienten, in einer Truhe über 20 große Foliobände und eine Anzahl Handschriften von Fürstlichkeiten gefunden. Die werthvollen Bücher, die noch gut erhalten sind, stammen zum theil aus dem 16. Jahrhundert. —

— Erdseukung. Aus Prag wird gemeldet: Eine große Erdseukung nächst Böhmischem Brod versetzt die Bevölkerung in Aufregung. Sieben meist mit Aäben bebaute Felder sanken bis fünf Meter tief ein. In der Nähe der Gemeindefeinde Dimus bildet sich eine Schlucht, woraus zahlreiche Quellen entspringen, sodas die Annahme gerechtfertigt erscheint, das sich unterhalb der Einbruchsstelle ein mit Wasser gefüllter Hohlraum befand, in welchen nach Ablauf des Wassers die Erdschicht einbrach. —

— Czernowiz (Bukowina), 26. Juni. Die Marmnachrichten über das Hochwasser in der Provinz mehren sich. In verschiedenen Ortsschaften stehen Fabriken unter Wasser, viele Straßen und Brücken sind zerstört. Die Ortschaft Jhlang und der dortige Bahnhof sind überschwemmt. Der Verkehr mit Rumänien ist unterbrochen. —

— Bei Luenna im Bezirke Gles (Tyrol) wurde von sechs Burschen eine Bärin erlegt. Sie maß 1 1/2 Meter in der Länge, war 80 Zentimeter hoch und etwa 5 Jahre alt. Die Beute wurde im Triumphe nach Gles gebracht, wo den glücklichen Jägern von der Bezirkshauptmannschaft die Prämie im Betrage von 45 fl. ausbezahlt wurde. —

— Sonderbares Leben. In einem ostschweizerischen Blatte stand unlängst zu lesen: „Es lastet ein schweres Verhängnis über unserm politischen Leben, das nicht allein todt ist, sondern auch Wege wandelt, welche vor wenig Jahren noch undenkbar waren.“ —

— Ein heftiger Wirbelsturm, verbunden mit starkem Gewitter und Hagelschlag ging am Donnerstag über London und Umgegend. Der Materialschaden ist sehr bedeutend; auch Personen wurden verletzt, zwei Menschen vom Blitz erschlagen. Der Ballon Captif im Regentpark wurde aus seiner Fesselung losgerissen, stieg über 1000 Fuß in die Höhe und plachte alsdann. Die Fesseln fielen mit großer Heftigkeit zu Boden und zerstörten viele Jubiläums-Deflationen. —

— Petersburg, 26. Juni. Nach einer Meldung der „Nowoje Wremja“ steht die Stadt Kowrow in Flammen. —

— Eine ungewöhnlich große Riesenschildekröte wurde auf den in der Nähe von Madagaskar liegenden Sechellen gefangen. Der Pariser Rothschild hat dafür 12 000 Fr. gezahlt. —